

In der Dichtung lebt der Schmerz einer Seele, die über die gewöhnliche Beobachtung des Nächstliegenden hinausgegangen und vor dem großen Unbekannten steht, von dem das Leben umgeben ist. Wir mögen uns häuslich und wohnlich in unserem Dasein einrichten und hinter den festen Wällen menschlicher Satzungen und Ordnungen uns geschützt glauben gegen die geheimnisvollen Mächte, deren Brausen wir von draußen her vernehmen. Aus dem tiefen und unerschütterlichen Vertrauen, das jede in der Allheit ruhende Kreatur hegt, schöpfen wir den Glauben an freundliche Vorsehungen, die den Kreis unseres Machtbezirkes mit mildem Lichte erfüllt und die Meinung an eine Vorherbestimmung und Regelung des unbekanntens Alls nach menschlichem Gerechtigkeitsgefühl nährt. Das blinde Walten unschuldig grausamer Naturmächte in und außer uns, die augenscheinlich von anderen uns völlig unbekanntens Gesetzen, Ursachen und Zielen bestimmt sind und als Verhängnis oder Tod eintreten, hat dieses Vertrauen, das die Art zu ihrer Erhaltung vielleicht nötig hat, nicht ganz zu erschüttern vermocht. Während der unheimliche Gast schon in unseren Mauern weilte, hat die Erkenntnis, daß unser Leben das Allerwichtigste und Maßgebendste im ganzen Weltall ist, eher zugenommen als abgenommen und die selbstgenährte Flamme unseres unbedingten Wissens leuchtet als das einzige Gestirn in dem Weltbereich, wo alles andere dunkel und unbestimmt ist. Aber nicht weniger wichtig ist die Erkenntnis, daß unser Leben nichtig ist und daß die Naturmächte kein Interesse an unseren Geschicken haben. Diese Erkenntnis ist notwendig, sie drängt zu Wachsamkeit und zur Beschäftigung mit dem Unerforschlichen, von dem wir alle abhängig sind. Jeder wie immer Schaffende sieht sich alsbald vor das Rätsel unseres Daseins gestellt und seine Aufgabe weist ihm die Rolle eines Kämpfers zu, der nicht die Ruhe des Bürgers hinter den gesicherten Dämmen genießt, sondern der auf den Wällen steht und seinen Blick auf das geheimnisvolle Kreisen und Fluten unbekannter Lebensmächte richtet. Alle Arbeit des Dichters, Denkers oder Künstlers ist auf dieses große Unbekannte gerichtet, das unserer Weltanschauung die rechte Tiefe und Stärke gibt. Ja, man kann sagen, daß jede Leistung um so bedeutsamer und wertvoller ist, je größer der Anteil jenes Mysteriums daran ist. Dagegen steht fest, daß die Werke, die nur alltägliche Tatsachen, platte Selbstverständlichkeiten, keine neuen Werte in die Welt gesetzt haben, als *quantités négligeables* zu betrachten sind. Die Unsterblichkeit der schöpferischen Geister beruht im wesentlichen in der Unsterblichkeit des ewigen Problems, für die in den verschiedenen Zeiten und verschiedenartigen Individualitäten bloß der Ausdruck wechselt oder die Formel. Kants „Ding an sich“ bildet den märchentiefen Hintergrund aller menschlichen Urmythen und Legenden; es steht als fatalistische Schicksalsmacht hinter den Dramen der griechischen Tragiker seit Äschylus und erlebte im klassizistischen Frankreich seit Corneille als „heroische Pflicht“ eine seltsame Nachblüte; die Mystiker des Mittelalters verehrten es in christlicher Glaubensfurcht und in den Dramen Maeterlincks ist es der fast ausschließliche Inhalt der Handlung: die tödliche Angst vor dem Ungeheuerlichen, das Eingreifen feindseliger Mächte, die unpersönlich und unfassbar sind und gerade die zartesten, untätigsten Blüten am leichtesten befallen. Gerade in unserer Zeit der reifen und reichen Erkenntnisse und Aufklärungen sind die Rätselfragen des Daseins größer und deutlicher geworden; wer immer sich bemüht, das Leben zu deuten, schreitet über die Wirklichkeit hinaus und sucht die Wahrheit des Unwirklichen zu erweisen.

Über die Berge nach Tzuma, dem Lande des Kamiye, des Götterzeitalters. Eine viertägige Korumafahrt mit kräftigen Läufern vom Stillen Ozean bis zur Japanischen See; denn wir haben die längste und wenigst befahrene Route gewählt.

Der größte Teil dieser Reise führt durch Täler, Täler, die sich immer zu höheren Tälern öffnen, während der Weg ansteigt — Täler zwischen Bergen von Reisfeldern, deren Hänge sich in eingefriedeten Terrassen aufbauen, die wie ungeheure grüne Treppenstufen aussehen. Über ihnen liegt der Schatten dunkler Zedern- und Fichtenwälder und über diesen bewaldeten Gipfeln sieht man dunkelblaue ferne Hügel, überragt von zackigen, nebelgrauen Silhouetten. Die Luft ist lind und windstill und die Entfernungen sind von zarten Nebeln verschleiert. Und an diesem duftigsten aller blauen Himmel, diesem japanischen Himmel, der mir immer höher erscheint als irgend ein anderer Himmel, den ich je gesehen, schweben Tag um Tag nur vereinzelte, durchsichtige, weiße, wallende Gebilde herum, wie Geister von Wolken, die auf dem Winde reiten. Aber manchmal, wenn der Weg emporsteigt, verschwinden die Reisfelder für eine Weile: Gerste-, Indigo-, Roggen- und Baumwollfelder besäumen eine Strecke weit den Weg, der dann wieder in Waldesschatten versinkt.

Das Allüberraschendste aber sind die Zedernwälder, die ab und zu die Straße begrenzen. Niemals habe ich außerhalb der Tropen eine Baumvegetation so dichter und kerzengerade aufstrebender Stämme gesehen — jeder Stamm steht kahl und aufrecht wie eine Säule. Diese Baumwand bietet das Schauspiel einer bleichen Säulenmasse, die sich zu einer Wolke dunklen Laubwerks emportürmt, von solcher Dichtigkeit, daß man über sich nichts sehen kann als in Schatten verlorenes Gezweig. Und die wenigen Lichtungen in der Palisade der dunklen Stämme sind nachtschwarz wie das Dunkel in Dorés Föhrenwäldern.

Man sieht keine großen Städte mehr; nur Dörfer mit strohgedeckten Häuschen schmiegen sich in die Falten der Hügel, jedes mit seinem buddhistischen Tempel, dessen spitzen, blaugraues Ziegeldach über die Strohdächer hinausragt und seiner Miya (Shintoschrein), mit dem Torii davor, gleich einem großen Ideogramm aus Stein oder Holz.

Aber noch überwiegt der Buddhismus; jeder Hügelgipfel hat seine Tera und die Buddha- oder Bodhisattva-Statuen tauchen am Wegrain mit der Regelmäßigkeit von Meilensteinen auf. Oft ist eine Dorftera so groß, daß die sie umgebenden Häuschen der Landbevölkerung wie kleine Nebengebäude aussehen; und der Reisende begreift nicht, wie ein so kostspieliges Gotteshaus von einer so dürftigen Gemeinde erhalten werden kann. Und auf Schritt und Tritt machen sich die Zeichen des milden Glaubens bemerkbar; seine Ideogramme und Symbole sind auf den Felsenflächen eingemeißelt, seine Bilder lächeln dich aus jeder schattigen Straßennische an, ja, manchmal ist es, als ob die buddhistische Seele der Landschaft selbst ihr Gepräge aufgedrückt hätte, dort, wo die Hügel so sanft hinausschweben wie ein Gebet. Und wieder andere haben gewölbte Kuppeln wie das Haupt Shakas und das sie umwuchernde wellige Farnkraut gleicht dem Gekräusel seiner Locken.

Aber nach und nach, indem die Tage verstreichen und wir auf unserer Reise immer mehr in den höheren Westen gelangen, werden die Teras immer seltener. Die buddhistischen Tempel, an denen wir vorüberkommen, sind klein und ärmlich und der Bilder am Wege werden immer weniger. Dafür

* Siehe Bücher, die man lesen soll, Seite 202.